

## DER HAMBURGER ISRAELITISCHE TEMPEL IN SEINEM LOKALEN KONTEXT (1817–1938)

*Dr. Andreas Brümer,  
Institut für die Geschichte der deutschen Juden*

Die Geschichtswissenschaft ist sich weitgehend einig darüber, dass die vormoderne jüdische Gesellschaft von monolithischer Geschlossenheit weit entfernt war. Dennoch bleibt bemerkenswert, wie vielfältig sich das deutsche Judentum im Verlauf seiner Verbürgerlichung entwickelt hat. Während des 19. Jahrhunderts verliefen die innerjüdischen Frontlinien weniger zwischen politischen als zwischen religiösen Parteien, die Wesen und Inhalt des jüdischen Glaubens ganz unterschiedlich interpretierten. Frühe, wenn auch kurzlebige Reformen fanden im Königreich Westfalen sowie in Berlin statt. Errungenschaften von Dauer machten die frühen Reformen erst in Hamburg, wo sich 1817 der Israelitische Tempelverein als private Assoziation neben der Gemeinde zusammenschloss.

Der 11. Dezember 1817 war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des Hamburger Judentums, als 65 jüdische Hausväter zusammentraten, um in feierlicher Prozedur ihre Unterschrift unter die ‚Vereinigungs-Urkunde des Neuen Israelitischen Tempelvereins‘ zu setzen. Das Engagement der Gründer mündete in Taten, so dass der Verein binnen zehn Monaten eigene, angemietete Räumlichkeiten im Alten Steinweg beziehen konnte, in denen die Mitglieder am Sabbat und an Feiertagen zum gemeinsamen Gebet zusammenkamen.

Wie hat man sich diese Gottesdienste vorzustellen? Das Almemor genannte Toralesepult, auf dem die wöchentlichen Toraportionen vorgelesen wurden, befand sich gemäß dem Herkommen noch in der Raummitte, doch hatte man auf der Frauenseite bereits auf das Gitter verzichtet, das den Augenkontakt zwischen den Geschlechtern verhinderte. Das 1819 erschienene erste Gebetbuch des Tempels war die erste umfassende, jüdische Reformliturgie. Sie zielte auf eine Disziplinierung, Ästhetisierung und teilweise auf eine Verdeutschung des öffentlichen Gebets. Traditionelle hebräische Gebete waren gekürzt und im Wortlaut verändert worden, andere fehlten ganz, waren durch deutsche Hymnen ersetzt worden oder tauchten nur in deutscher Übersetzung bzw. Paraphrase auf. All jene Zukunftshoffnungen, die sich an das Heilige Land knüpften und inzwischen fragwürdig erschienen – die Erwartung des Messias, die Erlösung der Juden durch ihre Rückkehr nach Eretz Israel, die



Wiederauferstehung der Toten sowie die Wiedererrichtung des Opferdienstes – waren entweder abgeschwächt oder gestrichen worden.

Allergrößte Aufmerksamkeit widmete der Tempel seinen neuen musikalischen Traditionen: Ein Kantor, dessen Vorfahren einst von der iberischen Halbinsel emigriert waren, brachte nicht nur alte spanisch-jüdische Melodien an den Tempel, sondern er verrichtete die Gebete auch nach der sefardischen Aussprache, von der die Wissenschaft glaubte, sie sei korrekter als die traditionelle Aussprache der deutschen und mitteleuropäischen Juden. Auch alle übrigen Einrichtungen geschahen mit Bedacht. Ein Knabenchor begleitete das Spiel des Harmoniums – ein Instrument, das wie die später installierte Orgel in orthodoxen Synagogen gänzlich unbekannt war und blieb.

Während der traditionelle jüdische Gottesdienst weder das Absingen von Liedern noch die Installierung von Chören kannte, betrachtete der Tempel deutschen Gesang als wesentliche Grundbedingung eines verbesserten Kultus. Die am Tempel gesungenen Lieder waren meist neu verfasst worden, die Melodien stammten aber zumeist aus der Feder nichtjüdischer Komponisten und waren häufig protestantischen Chorälen nachempfunden. Die Neuerungen trugen also ein recht eigentümliches Gepräge: Jüdische Elemente aus dem aschkenasischen und aus dem sefardischen Kulturkreis vermischten sich mit dem zeitgenössischen Stil der Kirchenmusik.

Die Leitung des Gottesdienstes übertrug der Tempel zwei Predigern, Eduard Kley und Gotthold Salomon, die in ihrer Amtstracht unweigerlich Erinnerungen an lutherische Pastoren weckten. Diese Prediger trugen am Sabbat deutsche Kanzelreden vor, die sie zum Teil in Anlehnung an protestantische Predigtmodelle gestalteten. Durch diese Veränderungen schuf der Tempel eine Distanz zu den anderen Synagogen in- und außerhalb Hamburgs. Der Rabbiner beanspruchte traditionell keine besondere Stellung im Kultus, weder um den Gottesdienst zu leiten noch um religiöse Vorträge zu halten. Am Tempel aber entwickelte sich die Predigt als Instrument der Erbauung und Belehrung erstmals zu einer dauerhaften jüdischen Institution. Dass Salomon zeitlebens vorgab, im Besitze eines Dokortitels zu sein, den er vermutlich niemals erworben hatte, sei hier nur am Rande erwähnt, weil es seinen Anspruch auf Zugehörigkeit zu einer bürgerlichen Bildungselite unterstreicht.

Der aufstrebende Tempel entwickelte sich von Anfang an zu einer Provokation der Orthodoxie, nicht nur, weil die ‚erfundenen‘ Traditionen des Tempels im Widerspruch zu den normativen Traditionen des Judentums standen, sondern auch, weil der Tempelgottesdienst eine erhebliche Anziehungskraft auf die Frauen ausübte, denen die deutschsprachigen Predigten zusagten, und er überdies auch in der jungen Generation neue Anhänger rekrutierte.

Heftige Auseinandersetzungen mit der gesetzestreuen Gemeindemehrheit prägten deshalb die Anfangsjahre des Vereins. Allmählich jedoch begann das positive wie auch das negative Interesse am Tempel nachzulassen. Lebhaftige Debatten entsponnen sich noch einmal, als der Tempel 1842 die zweite, überarbeitete Auflage seines Gebetbuches veröffentlichte und der Gemeinderabbiner Isaac Bernays zum Widerstand aufrief. Der Neubau des Tempels 1844 in der Poolstraße erregte hingegen kaum noch öffentliches Aufsehen. Eine Toleranz entwickelte sich, in der sich freilich nicht gegenseitige Anerkennung dokumentierte, die aber auch nicht nur einem veränderten Kräfteverhältnis entsprang, das nunmehr die Reformen begünstigte. Die Orthodoxie in und außerhalb Hamburgs begann, den Tempel gelassener zu betrachten.

Es bleibt die Errungenschaft des Hamburger Tempels, dass er dem deutschen Reformjudentum erstmals eine feste Basis errichtete. Vor allem seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts begann sich die Kulturreform ebenfalls in anderen jüdischen Gemeinden einen Weg zu bahnen. Das Hamburger Beispiel machte Schule und auch in der Hansestadt selbst erfuhr der Tempel den Zuspruch einer wachsenden Zahl jüdischer Bürger. Sogar der Senat

versicherte dem Tempel seine wohlwollende Neutralität. Dahinter stand aber nicht zwangsläufig religiöse Toleranz, sondern mitunter der Wunsch, den Juden eine Brücke zum Christentum zu bauen. In einem amtlichen Gutachten, das ich im Hamburger Staatsarchiv gefunden habe, klingt das so: "Täuschen darf man sich darüber nicht", heißt es dort, "daß in einer Annäherung an die christlichen Kultusformen auch eine Annäherung an den christlichen Kultus liegt, und je mehr sich die Zahl der Anhänger dieser Tempel vergrößert, desto mehr wird auch der künftige Uebertritt hin zur christlichen Religion erleichtert."

Die Mitglieder pflegten einen bürgerlichen Lebensstil, bei dem gelebte Frömmigkeit häufig den sozialen und ökonomischen Zwängen weichen musste. "Ein großer Theil unserer Gemeinde", entschuldigte sich ein Vereinsmitglied, "ist durchaus verhindert, an dem regelmäßigen Gottesdienst Theil zu nehmen, nicht durch Gleichgültigkeit, sondern weil die Ansprüche an das äußere Leben sich so gebieterisch geltend machen, daß die weniger laut pochende Religion darüber zurückstehen muß". Die Kritik radikaler Reformen, die Umgestaltung des Kultus gehe am Tempel nicht weit genug, traf bei der Vereinsführung indes auf Unverständnis. "Weil wir einmal einen Sprung gemacht hatten, räsonierte darüber das Mitglied der Gebetsbuchkommission Moses Haarbleicher verständnislos, "mußten wir darum immer weiter springen?"

Interessant ist die Beobachtung, dass Mitglieder des Tempels während der gesamten Vereinsgeschichte ihre Unzufriedenheit mit dem bisherigen Reformkurs hörbaren Ausdruck verliehen. Während in den Anfangsjahrzehnten die Möglichkeiten einer Radikalisierung zur Sprache kamen, verstärkte sich später der Wunsch auf eine Revision in einem restaurativen Sinn. Ein solcher Richtungswechsel vollzog sich jedoch nur ganz allmählich und gegen erhebliche Widerstände. Der Weg der Rück-Reform erwies sich als ein mühsames und aufwendiges Unterfangen, dem überdies ein konsequentes Umdenken vorausgehen musste. Auch in der zweiten Jahrhunderthälfte und im Kaiserreich blieb es deshalb bei punktuellen Veränderungen. Das pietätvolle Beharren der Mehrheit auf dem Status quo widersprach aber im Grunde den Grundprinzipien des religiösen Liberalismus, weil dieser erklärtermaßen nicht nur die Tradition des überlieferten Judentums untersuchte, sondern auch das hinterfragte, was Bestandteil der eigenen Überlieferung geworden war.

Mit dem Neubau des Gotteshauses in der Oberstraße in Harvestehude beginnt die letzte und zugleich vielleicht bedeutendste Epoche des Hamburger religiös-liberalen Judentums. In den 1930er Jahren erlebte der Tempel eine Renaissance,

welche die Hamburger Reformer selbst mitunter als "positiven Liberalismus" kennzeichneten, um so den Entwicklungsschritt von der klassischen Religionsreform zu dokumentieren. Auf den ersten Blick scheint es überraschend, dass das lange Jahre aufgeschobene Projekt eines neuen Tempelbaues just 1931, d. h. in einer Phase anhaltender, wirtschaftlicher Rezession und hoher Arbeitslosigkeit, zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht wurde. Das Gebäude in der Oberstraße am Rothenbaum kam offenkundig der Bequemlichkeit der Verbandsmitglieder entgegen, von denen ein großer Teil seit vielen Jahren westlich der Alster ihren Wohnsitz hatte. Allein aufgrund geringerer Entfernungen aber wäre der neue Tempel niemals errichtet worden, zumal das Gebäude nur mit Hilfe eines von der jüdischen Gemeinde gewährten Kredites realisiert werden konnte. Jene, die an den Feierlichkeiten zur Einweihung des neuen Bethauses teilnahmen, äußerten sich vielmehr entschlossen, nunmehr eine neue Epoche des Tempels einzuläuten. Die neu entfachte Begeisterung eröffnete augenscheinlich einen freieren Blick auf Versäumnisse der Vergangenheit. Heinrich Levy etwa, der als erster Vorsitzender des Tempelverbandes zu den Festrednern gehörte, hegte die höchsten Erwartungen für die nahe Zukunft. Seine Ansprache schwankte zwischen Hoffnung und Zuversicht, dass nunmehr jene Epoche zu Ende sein möge, "in der die Vorsteher sich am Jom-Kippur-Ausgang sagen mußten, bis zum nächsten Rosch-Haschana würde man die Beter, und sie einander nicht wieder sehen".

Ausführliche Quellen zur Tempelgeschichte während der 30er Jahre fehlen. Kurze Berichte lassen indes den Schluss zu, dass der Kultusverband der Reformer erstaunlich schnell wiedererstarkte. Der Tempelneubau in Harvestehude war das weithin erkennbare Symbol einer Wende, deren tiefere Ursachen eng mit der kollektiven Verunsicherung aller Hamburger Juden zusammenhängen. Der wirtschaftliche Abschwung, vor allem aber der rasante Aufstieg der Nationalsozialisten in der Gunst der Wähler stellten die bisherigen Lebensentwürfe fundamental in Frage. Ebenso, wie das Judentum in einer Epoche des Fortschritts und Aufstiegs als Nebensache in den Hintergrund gerückt war, gewann es nun erneut an Bedeutung. In den Zeiten aufgezwungener Ausgrenzung diente der Tempel bald als Zufluchtsstätte vor den antijüdischen Drangsalierungen des Alltags. Dort konnten die Mitglieder den Versuch machen, neue Wurzeln im alten Glauben zu schlagen. Aber selbst jenen, denen die Religion fremd blieb, halfen die unterschiedlichen Formen der Geselligkeit, zum einen, um ihrer drohenden Vereinsamung in einer feindlichen Umgebung entgegenzuwirken, und zum

anderen, um ihre angefochtene Identität als Juden in Deutschland neu zu festigen. Ähnlich wie es auch in anderen jüdischen Gemeinden Deutschlands geschah, wandelte sich der Kultusverband von seiner Bestimmung her zur Kulturgemeinde. Wissenschaftliche Vortragsreihen, Lehrkurse und Arbeitsgemeinschaften, die der Tempel in der Tradition des Frankfurter ‚Freien Jüdischen Lehrhauses‘ organisierte, wandten sich unterschiedlichen, kulturellen Aspekten des Judentums zu. Sie gingen bewusst über den Zweck der religiösen Traditionspflege hinaus, indem sie die Sehnsucht nach neuer Verwurzelung auf ein allgemeineres Niveau hoben und die Möglichkeiten der Identifikation erweiterten. Durch seine Gesten der Selbstbehauptung kompensierte der Tempel wenigstens einen Teil der Ungewissheit. Im Angesicht des drohenden Untergangs verrichtete er eine wichtige Aufbauarbeit, die dem Bedürfnis der Hamburger Juden nach Einbindung in intakte, soziale Bezüge entgegenkam, zugleich aber auch dort anknüpfte, wo der Wunsch nach positivem Glauben wiedererwachte.

Seit dem November 1938 verschlechterten sich die ohnehin schwierigen Lebensumstände der Juden mit dramatischer Geschwindigkeit. Während der Reichspogromnacht blieb zwar das Tempelgebäude in der Oberstraße unversehrt, doch fiel der Innenraum dem Vandalismus zum Opfer und wurde weitgehend zerstört. Das Gotteshaus wurde überdies beschlagnahmt und stand als Versammlungsort nicht länger zur Verfügung. Die endgültige Liquidation war dann nur noch eine Formsache: 1943 erhielt der sogenannte "Jüdische Religionsverband Hamburg", so musste sich die jüdische Gemeinde seit 1938 nennen, die knappe behördliche Nachricht, der Tempel sei nunmehr aus dem Vereinsregister gestrichen worden. Zu diesem Zeitpunkt waren die meisten Tempelmitglieder und die übrigen Hamburger Jüdinnen und Juden entweder aus Deutschland geflohen oder aber in die Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslager verschleppt worden.

Heute ist der Tempel zwar architektonisch noch präsent, doch wer nach weiteren Spuren der Hamburger Reformer sucht, wird kaum fündig werden. Die Hoffnung, der konservativ-liberale Tempelritus der 1930er Jahre könnte womöglich "Vorbild einer synagogalen Kultur in Erez Israel" werden, hat sich nicht erfüllt. Auch in den progressiven Synagogengemeinden der Vereinigten Staaten übte das deutsche Liberale Judentum zwar einstmals beträchtlichen Einfluss aus, doch emanzipierten sich die amerikanischen Juden bereits früh von ihren europäischen Vorbildern. In der Bundesrepublik haben erst in den letzten Jahren ernsthafte Versuche begonnen, an die unfreiwillig unterbrochenen Reformtraditionen des deutschen

## מילה בכתב WORT

---

Judentums anzuknüpfen. Ob die Tradition des Tempels in der Zukunft noch einmal Einfluss auf eine religiös-liberale Erneuerung in Deutschland nehmen kann, bleibt deshalb abzuwarten. Im Jahr 2004 hat sich hier in Hamburg neben der jüdischen

Einheitsgemeinde eine Liberale Jüdische Gemeinde konstituiert, die sich auch auf die Ideen des Tempels beruft. Ihren Mitgliedern, ihrem Vorstand und ihrem Rabbiner wünsche ich gutes Gelingen bei der Aufbauarbeit.

